

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 17 (1913-1914)
Heft: 1

Artikel: Aus den Tagen der Völkerschlacht : Oktober 1813 [Schluss folgt]
Autor: Haggenschmied, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihnen wohl. Die Ketten rieben an den Barrenrändern und rasselten und klirrten zuweilen.

„Sirz und Fleck! Was habt ihr? Gelt! Wenn ihr reden könntet!“

Wie mit feinesgleichen redete Hans Tanner. Die Tiere waren ihm lieb, lieber als manche Menschen. Das gestand er sich unumwunden ein. Verdienen sie es etwa nicht? Ist z. B. der Bleß nicht braver als der Meister, in dessen Stall er steht, für den er arbeitet, und für den er die hohen Preise gewinnt? Wer ihn in den Dienst nimmt, dem nützt er, dem füllt er den Beutel. Und wie steht's mit Landis? Wer mit ihm zu tun hat, dem klaut er den letzten Kappen aus dem Säckel. Der Bleß und der Landis, wahrlich, die sind aneinander zu wagen. Wenn er nicht die Treue selber wäre, und wenn er seines Herrn Anmaßung und Frechheit hätte, ließe er sich eines Tages nicht mehr einspannen. Wenn er ihn ausbeuten wollte, widersezte er sich ihm mit seinen schön gedrechselten, wie vom Polierer gewundenen Hörnern und drohte ihm. Vor diesen Spießeln würde der schwache Landis, das Männchen, zurückweichen. Wer weiß! Vielleicht erwacht die Entrüstung im Bleß doch, und er verlangt wie der Bauer Kapital und Zinsen zurück.

(Schluß folgt.)

Die Hoffnung.

Noch vor wenig Tagen blühte,
Grünte alles auf dem Felde,
Und der Bäume Blüte glühte,
Fröhlich sproß des Lenzes Hoffnung.

Eine kalte Frostnacht würgte
Alle Keime, auch die Blüten,
Und der rauhe Nordwind bürgte
Nimmermehr für beß're Hoffnung.

Sah die Bauern traurig schauen
In die traurig schwarzen Felder,
Sah sie ihrem Werk nicht trauen
Und verlieren jede Hoffnung.

Heute scheint die Sonne wieder
Und ich seh' die Bauern werken,
An der Arbeit sind sie bieder,
Neu erstanden ist die Hoffnung.

Und ich nehme mir zur Lehre
Meiner Bauern treu Gebahren
Und verbann des Herzens Schwere,
Denn auch mir blüht noch die Hoffnung.

C. A. Loosli, Bümplitz.

Aus den Tagen der Völkerschlacht.

Oktober 1813.

Von Otto Gaggemacher.

1.

Eben verjährt sich der Rückzug Napoleons von den Ruinen Moskaus, das der patriotische Wagemut Klostopschins in Brand gesteckt hatte.

Der Rauch der Brandstätte und die grauen Wolken des harten Winters von 1812—1813 hatten den Stern des Korsen verfinstert. Und ob er auch im Frühling scheinbar wieder hell erglänzte, er hatte seinen Zenith überschritten. Noch schneller, als er gestiegen, neigte er seinem Untergange zu.

Nicht nur die eisigen Wellen der Beresina, über die die Trümmer der großen Armee in jammervollem Zustande wankten, rauschten dem Völkerzertreter zu: „Eine Grenze hat Tyrannenmacht,“ sondern auch das Erwachen des nationalen Geistes in den unterdrückten Ländern. Es erfüllte ihn mit Ingrim; denn er merkte im Frühling 1813, daß er dieses Feuer so wenig zu löschen vermochte, wie das des Brandes von Moskau. Aber sein Hochmut ließ ihn nicht mehr an die siegreiche Kraft idealer Begeisterung glauben, wie sie die Herzen von Männern wie der Freiherr von Stein, Ernst Moriz Arndt, Theodor Körner, York, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und von tausend und tausend Gesinnungsgenossen schwellte. Noch einmal gelang es dem Gewaltigen, eine Armee aus dem Boden zu stampfen. Sie war zusammengebracht aus jungem Nachwuchs Frankreichs, der kaum aus dem Knabenalter in das des Jünglings hinübergereift war, aus Resten der alten Armee und aus den Mannschaften, die abhängige Staaten, vor allem die des Rheinbundes liefern mußten. Und von neuem bewährte sich, es war im Mai, sein Feldherrngenie siegreich in den Schlachten bei Lützen und bei Bautzen. Die verbündeten Russen und Preußen mußten sich nach Schlesien zurückziehen. Von dem wieder eroberten Sachsen aus wollte sich der Sieger züchtigend auf das von ihm abgefallene Preußen stürzen. Allein er vermochte doch nicht mehr wie einst gleich einem vernichtenden Wetterstrahl, als der Bunabarde Sildirim, wie ihn die Araber, ihn dem Blitze vergleichend, nannten, auf seine Gegner zu fallen. Die letzten Schlachten schwächten seine Heereskräfte so stark, daß er im Juli den Waffenstillstand zu Poischwitz zu schließen für gut fand. Auch Osterreich, das bei den fruchtlosen Verhandlungen des Kongresses zu Prag die Vermittlerrolle gespielt hatte, erklärte Napoleon den Krieg. So hatte er denn den Kampf gegen vier Verbündete aufzunehmen: gegen den Schwiegervater Kaiser Franz, gegen den Zaren Alexander, gegen den Preußenkönig Friedrich Wilhelm und gegen den schwedischen Kronprinzen Bernadotte. England unterstützte die Verbündeten mit Geld. Drohende Wolken zogen sich gegen den Stern des großen Schlachtenlenkers zusammen. Er machte Dresden zu seinem Hauptstandlager. Es kamen für ihn Augenblicke, wo ihn der Kaisertwahn Sinn der letzten Jahre nicht bestrickte, so daß er die Dinge sah, wie sie wirklich waren. Dann beschlich ihn stille Besorgnis an Stelle der spöttelnden Geringschätzung, mit der er sich über die preußischen Landwehrmänner ausließ, dann sprach er nicht im Wachstubenton davon, er werde seinen Gegnern den Tritt geben (donner un cul), sondern eher von der Erfahrung in den letzten Schlachten, daß diese „Viecher“ (animaux) etwas gelernt haben (compris quelquechose). Ja, mit dem Tritt geben war es vorbei, trotz des Sieges, den er am 26. und 27. August bei Dresden über die Verbündeten davon trug. Er litten doch um dieselben Tage seine Generale schwere Niederlagen, im nördlichen Gebiete der Kriegführung bei Großbeeren und Hagelberg, im östlichen an der Katzbach, im südlichen bei Kulm und Kollendorf; und am 6. September wurde Marschall Ney, wohl der gewiegteste seiner Heerführer, bei Dennewitz ge-

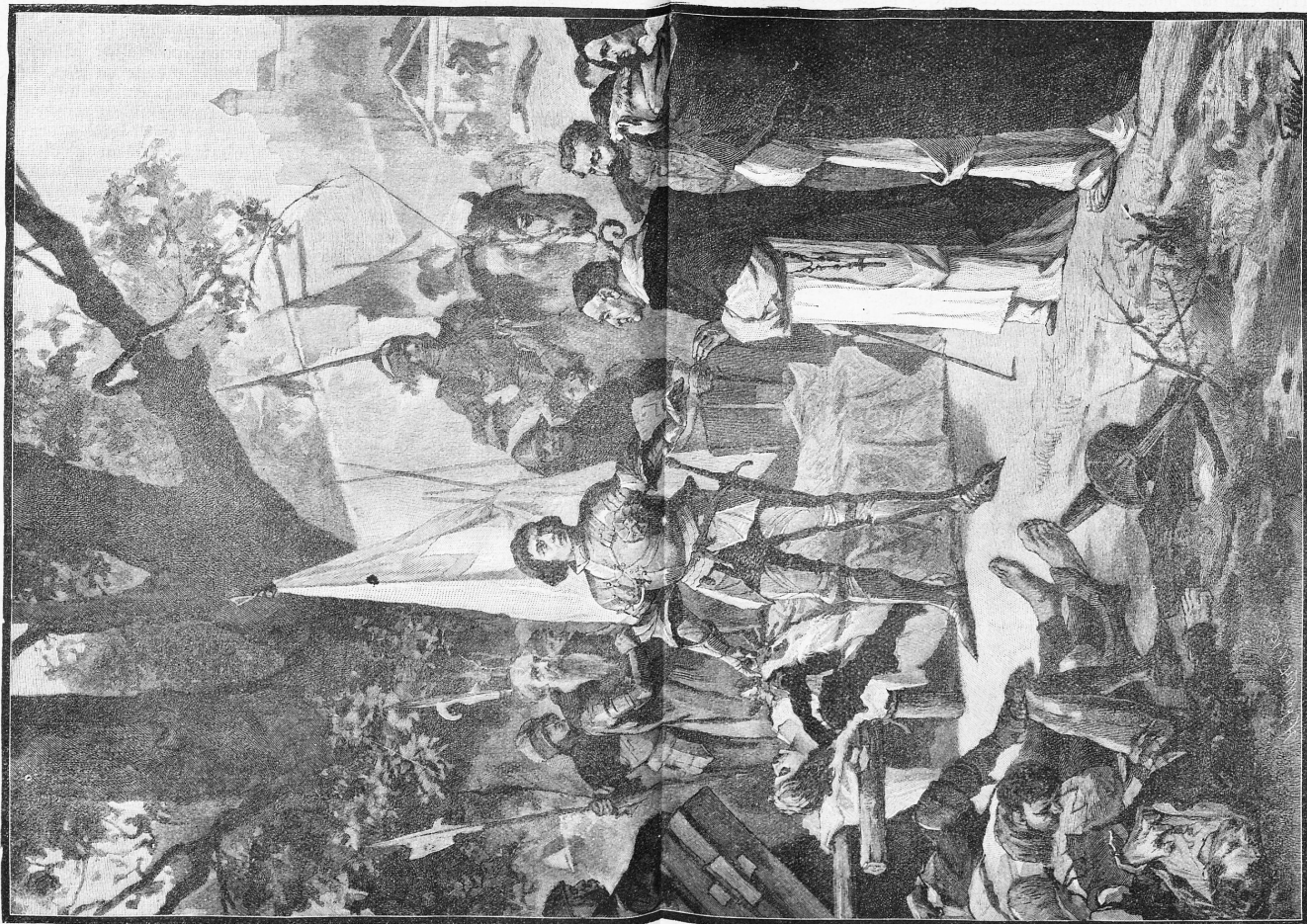
schlagen. Blücher aber, der an der Katzbach siegte, entzog sich flug einem Hauptschlage, den Napoleon selbst ihm bei Bautzen mit überlegener Streitmacht beibringen wollte, und gab dann durch seinen Übergang über die Elbe dem weitem Feldzuge die entscheidende Richtung.

Dichter sind auch oft Propheten, nicht selten jedoch falsche, selbst wenn sie Goethe heißen. Dieser geisteszgewaltige Olympier hatte im Mai des Jahres zu Arndt und dem jungen Körner gesagt: „Bah, schüttelt nur an euren Ketten. Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ Ein halbes Jahr später sind sie doch zerbrochen worden bei Leipzig in der großen Völkerschlacht. Der Ausgang dieses Riesenkampfes war schicksalbestimmend für ganz Europa. Und er wirkt bis heute, nach hundert Jahren noch nach. Denn wer wollte es bestreiten: ohne die Völkerschlacht kein deutsches Reich von heute? Es erscheint darum wohl berechtigt, erinnernde Rückblicke auf jene Schlachttage zu werfen. Die Blicke sollen aber hier weniger auf das Schlachtgewühl gerichtet sein, als auf bedeutsame entscheidende Persönlichkeiten und Vorgänge auf der Kampfbühne jener Tage.

2.

Der Kriegsplan der Verbündeten war, Napoleons Heeresmacht gleichsam wie mit einem Netze zu umgarnen und ihr in den Geländen um Leipzig wenn möglich den Rückzug nach Frankreich abzuschneiden. Zu diesem Zwecke drängten sie gegen Westen vor und zwangen dadurch Napoleon, sein Standquartier Dresden zu verlassen. Gegen Mitte Oktober zogen sich die Maschen des Netzes mehr und mehr zusammen. Drei feindliche Heersäulen bewegten sich gegen ihn heran: im Süden von Leipzig die Hauptarmee, die böhmische unter dem Oberfeldherrn Fürst Schwarzenberg, zusammengesetzt aus Österreichern, Russen und Preußen; mehr östlich die schlesische Armee unter Blücher; im Norden das Heer Bernadottes, bestehend aus schwedischer, russischer und preußischer Mannschaft. Napoleon entschloß sich, bei Leipzig sich dem Feinde zu stellen. Er erkannte die Sachlage klar. Von hier durfte er sich nicht weiter zurückdrängen lassen, hier mußte er zu einem Hauptschlage ausholen, hier mußte er siegen, um seine Autorität über Deutschland wieder zu gewinnen und sie in Frankreich nicht zu verlieren. So traf er denn in alter Meisterschaft seine Anordnungen, so erwartete er den Feind. Schon am 14. Oktober fand ein Vorspiel des bevorstehenden Waffenganges bei Liebertwolkwitz südlich von Leipzig statt, ein blutiges Reitergefecht, das des Kaisers Schwager Murat, der König von Neapel, in vorzeitigem Tatendurst den Verbündeten lieferte. Doch verlor dieser kühnste und berühmteste Reiterführer Napoleons das Spiel, — kein günstiges Vorzeichen für den Ausgang des furchtbaren Dramas der nächsten Tage, an denen die französische Hauptmacht, etwa 109,000 Mann, ihren Stand hauptsächlich um die Ortschaften Markkleeberg, Liebertwolkwitz und Wachau hatte.

Frühmorgens am 16. Oktober begab sich Napoleon nach der sogenannten Schwedenschanze bei Liebertwolkwitz, von der aus er schon tags zuvor die Stellung der Feinde beobachtet und dabei die Überzeugung gewonnen hatte, daß der Feind sich auf den nächsten Tag zur Schlacht rüste. Seinem Scharfblick entging es wohl nicht, daß der Gegner den Fehler beging, seine Streitkräfte zu weit auseinander zu ziehen. Ob Fürst Schwarzenberg das schon ursprünglich anordnete oder ob er wider Willen den erst in letzter



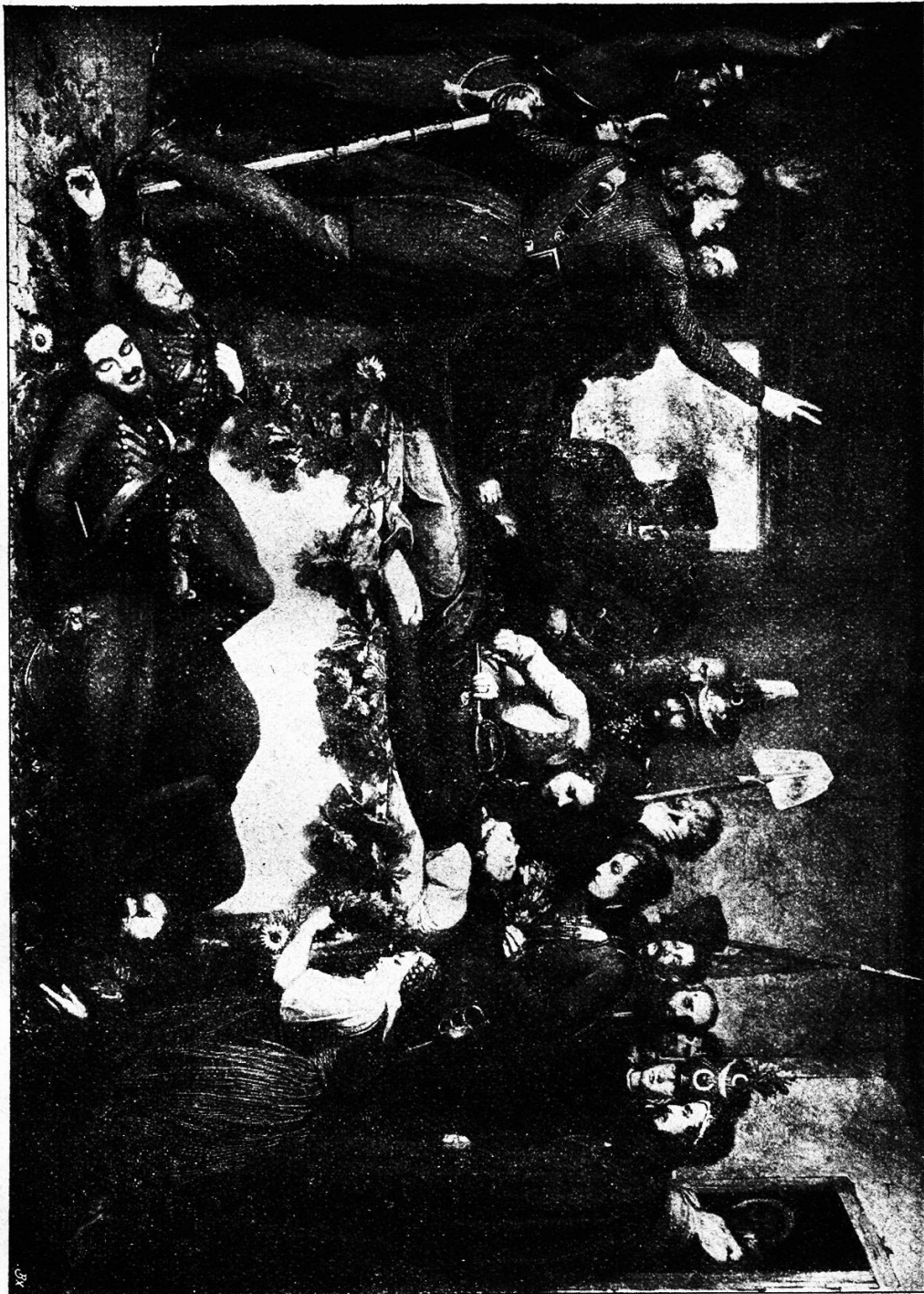
Die Schlacht von Dornach: die Eidgenossen verweigern die Auslieferung der gefallenen Ritter.

Zeit durch andere verschlimmerten Schlachtplan ausführen mußte, gleichviel, es erschwerte ihm seine Aufgabe. Und er hatte es ja so schon schwer genug als ein Oberbefehlshaber, dem aber hohe Herren und die höchsten Herrschaften in seinem Lager nur zuviel drein redeten. Daher traf denn einige Jahre später bei einem Bankette der alte Blücher den Nagel auf den Kopf, als er in einem Toaste den Spruch tat: „Auf das Wohl des Fürsten von Schwarzenberg als denjenigen Feldherrn, welcher drei Monarchen in seinem Lager hatte und den Feind dennoch zu schlagen verstand.“ Napoleon aber setzte in der Rechnung seines Planes eine Ziffer zu klein ein, offenbar getäuscht durch ungenügende Vorpostenberichte über die Sachlage bei der feindlichen Armee im Norden Leipzigs, die Ziffer Blücher. Der Kaiser unterschätzte die Stärke des Heeres des „Hitzkopfes“ und dessen Gabe, in entscheidungsvollem Kampfe mit intuitiver Genialität im rechten Augenblicke das Richtige zu treffen und kräftig durchzuführen. Aber eine andere Ziffer wertete er richtig, Bernadotte, den Führer der Nordarmee. Den fürchtete er nicht. „Was den anbelangt, der wird nur Kapriolen machen (pour celui-là, il ne fera que piaffer).“ Er kannte seinen ehemaligen General, nunmehrigen Feind, den Gaskogner Schwadronneur.

Im kaiserlichen Lager waren doch auch beachtenswerte Stimmen bewährter Führer laut geworden, die zum Rückzuge rieten. Im verborgensten Grunde des Herzens mochte der Kaiser ihnen Recht geben. Aber der Stolz ließ es ihm nicht zu, als einer zu erscheinen, der sich zurückziehen mußte. Nun denn, so sei das eiserne Würfelspiel gewagt.

Morgens um acht Uhr hob es an. Drei Kanonenschüsse im Lager der Verbündeten zeigten an, daß diese den angreifenden Vormarsch begannen. In vier Säulen rückten sie gegen den Schlachtenmeister heran, der von einer Linde bei Wachau aus die Leitung des Kampfes übernahm. Der Ansturm der Verbündeten war furchtbar. „Wir hatten den schlummernden Löwen geweckt!“ erzählt einer, der mit dabei war. „Es konnte gegen neun Uhr sein, als sich im Angesicht unserer Truppen die ganze Erhöhung zwischen Wachau und Liebertswolkwitz mit mehr denn hundert Geschützen krönte.“ Auch die Verbündeten fuhren ihre Geschütze auf, und nun setzte auf der ganzen Linie beiderseits eine unerhörte Kanonade ein und wurde so rastlos fünf Stunden lang fortgesetzt, daß „zuweilen die Erde im eigentlichsten Sinne des Wortes erbehte“. Um das Dorf Wachau tobte der Kampf stundenlang am furchtbarsten. Die Verbündeten drückten so heftig gegen die Mitte der französischen Heeresstellung, daß Napoleon mit seinen Gardes bis zur Schäferei von Meusdorf zurückweichen mußte. Doch gelang es ihm unter der Wirkung seines niederschmetternden Geschützfeuers, wieder vorzudringen und die anfängliche Stellung zu behaupten. Hätte nicht Prinz Eugen von Württemberg heldisch, mit einem Verluste von mehr als 6000 Toten und Verwundeten, dem erneuten Vorstoße der Franzosen standgehalten, hätte nicht Zar Alexander den Herbeimarsch russischer Truppen beeilt, so wäre die Schlacht schon bald nach Mittag für die Verbündeten verloren gewesen. Denn Murat warf sich mit 8000 Reitern auf den schon geschwächten Kern der bündischen Heereslinie, und Napoleon stürmte dann selbst mit Fußvolk nach. Der Zar und der König von Preußen schwebten auf der Höhe von Gossa eine Zeitlang in Gefahr, gefangen zu werden,

während Kaiser Franz von Österreich Vorsicht für den besten Teil der Tapferkeit erachtete und sich weiter von dem Geschütze hielt, allwo es bekanntlich alte Kriegerleute gibt. Gegen neun Stunden währte das mörderische Ringen. Am Ende desselben hielten die Heere auf beiden Seiten ungefähr dieselbe Stellung inne, wie zu Anfang. Der Angriff der Verbündeten war



Die Südbauer an Försters Leiche in Mähren am 27. August 1813.

abgeschlagen, aber Napoleon hatte nicht gesiegt, ob er schon am Nachmittage in Leipzig durch Glockengeläute hatte Sieg verkünden lassen. Brav und tapfer hatten sich Schwarzenbergs Mannschaften gehalten, wohl auch im Glauben an den Satz im Tagesbefehl ihres Führers vom 15. Oktober: „Ihr kämpft für die Freiheit Europas!“ Ja, wenn nicht ein Metternich,

ein Tailleyrand, ein Gentz und andere Mitschufte in der „heiligen“ Allianz (der Teufel hat bei dieser Erfindung wohl vergnügt gegrinst wie noch nie) Europa ein neues Joch geschmiedet hätten.

Am Abend schlug Napoleon sein Beiwachtlager in einem ausgetrockneten Teiche rückwärts von Wachau auf. Schmerzliche Kunde traf von Möckern her ein, die es ihm erklärte, warum seine Marschälle Marmont und Ney ihm nicht von Norden her zu Hilfe kommen konnten, wie er während der Schlacht bei Wachau verlangte. „De old Blüchert“ sorgte für das Ausbleiben der Hilfe und goß damit einen bitteren Tropfen in den Becher der Freude Napoleons über seinen vermeintlichen Sieg bei Wachau.

Blücher war von Halle her gegen Leipzig vorgerückt. Am 14. Oktober weilte der stets Schmauchende noch im Hause des Universitätskanzlers von Halle, Niemeier. Dort billigte er den ihm von seinen Unterfeldherrn vorgelegten Kriegsplan mit den Worten: „Ja, ja, mag wohl recht und gut sein; aber ob's auch brauchbar, ist doch die Frage. Wenn ich mit meinen Jungens erst auf das Schlachtfeld komme, werd' ich schon sehen, was zu tun ist. Vorderhand, Herr Kanzler, noch eine Pfeife!“ Am Morgen des 16. Oktobers befand sich der Alte bei einem eben aufmarschierten Reiterregiment seines Untergenerals York. Nachdem er diesem befohlen, zum Angriff auf Lindenthal vorzurücken, gemäß dem Entschlusse, die Franzosen im Norden von jeder Unterstützung Napoleons abzuhalten, redete er das Regiment an: „Na, Kinder, heut haut mal auf gut preußisch ein! Sag' euch, wer heut abend nicht entweder tot oder wonneduselig ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott.“ Von Wachau herüber schlug der Kanonendonner an sein Ohr. Da gab es denn keine Bedenken und kein Säumen mehr, obwohl der Gaukler Bernadotte noch nicht, wie er hätte tun sollen, zur Deckung der Flanke von Blüchers Korps herangerückt war. Gegen Nachmittag hob der Kampf an. Blücher überblickte ihn von Lindenthal aus, das die Franzosen aufgegeben hatten. Es handelte sich hauptsächlich um den Besitz des Dorfes Möckern. Da entfaltete sich nicht minderer Kampfmuth, entfesselte sich nicht geringere Kampfmuth, als fast gleichzeitig drüben bei Wachau. In blutigem Ringen um das Dorf erstürmten es die Preußen, wurden dann von Marmonts frisch herbeigezogenen Scharen wieder hinausgeworfen, stürmten es von neuem, bis sie es zuletzt siegreich behaupteten. Der tapfere Hauptmann Hiller erzählt: „Jeder brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken stürzten die Bataillone auf meinen Ruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrageschrei von neuem auf den Feind.“ Um fünf Uhr konnte York, dem die Hauptarbeit an diesem Tage zufiel, seine Reiterei in die französischen Reihen einbrechen lassen, unwiderstehlich, vernichtend. Marmont und seine Leute durften sich rühmen, eine ehrenvolle Niederlage erlitten zu haben, so tapfer hatten sie sich geschlagen, und Blücher konnte Schwarzenberg und Bernadotte, dem er am Morgen wegen seines Piaffierens tausend Fl... Segenswünsche zgedacht hatte, einen vollständigen Sieg melden.

In seinem Zelte fand Napoleon den Schlaf nicht. Er ließ einige seiner Generale an sein Bett rufen, besprach sich mit ihnen und tat so, als hielte er die Schlacht von heute für gewonnen. Und doch verriet er Sorge. Sonst hätte er nicht daran gedacht, sofort Unterhandlungen mit seinem

Schwiegervater, dem Kaiser Franz, zu versuchen. Im Lager befand sich als Gefangener der österreichische General Merveldt. Dieser hatte den schwierigen, fast unsinnigen Auftrag erhalten, bei Konnewitz die Pleiße mit seinem Korps zu überschreiten, um dann den Franzosen von Osten her in den Rücken zu fallen. Der Übergang gelang; aber sofort wurde der General vom Feinde umzingelt. Um Mitternacht bestellte Napoleon den Gefangenen zu sich, belobte ihn zunächst für die tapfere Ausführung seines Unternehmens und fragte dann: „Ihr wolltet mir also eine Schlacht liefern?“ — „Ja, Sire.“ — „Ihr seid sicherlich im Irrtum über den Betrag meiner Streitkräfte. Wie hoch schätzt ihr sie?“ — „Auf höchstens 120,000 Mann.“ — „Ich habe mehr als 200,000, glaube aber, daß ich ebenfalls die eurigen unterschätze. Wie stark seid ihr?“ — „Mehr als 350,000 Mann.“ — „Werdet ihr mich morgen wieder angreifen?“ — „Ich zweifle nicht daran.“ — „Dieser Krieg soll also ewig währen? Es wäre Zeit, ihm ein Ende zu machen.“ — „Das ist der allgemeine Wunsch, dessen Gewährung während des Prager Kongresses bei Ew. Majestät stand.“ — „Man verfuhr dort nicht redlich gegen mich, man hat finassiert. Osterreich hat den rechten Augenblick verpaßt, sich an die Spitze der Angelegenheiten Europas zu schwingen. Wir hätten mitsammen den Frieden diktieren können.“ — „Und diese gemeinsame Diktatur, so denken wir Osterreicher, würde damit geendigt haben, daß Sie auch Osterreich das Gesetz diktirt hätten.“ — „Es muß aber doch eine Macht für den Frieden wieder das Wort nehmen. Ihr solltet nicht auf Rußland hören, das steht ganz unter dem Einflusse Englands, und England will keinen Frieden.“ Noch lange ging das Gespräch hin und her und schloß mit dem Auftrage Napoleons an Merveldt, im Lager der Verbündeten einen Waffenstillstand vorzuschlagen und des Kaisers Friedensbedingungen mitzuteilen. Zu den letztern zählte unter andern die Beibehaltung des Protektorates über Deutschland. Man sieht, Napoleon befand sich zur Zeit doch in Verlegenheit, was ihn aber nicht hinderte, immer noch maßlose Ansprüche zu erheben („il y a des choses auxquelles mon honneur tient“). Im Hauptquartier der Verbündeten fand Merveldt kein Gehör für Napoleons Anträge. Die Kunde vom Siege bei Mückern machte dazu nichts weniger als geneigt.

(Schluß folgt.)

Aus der Zeiten ewig stummem Grunde . . .

Aus der Zeiten ewig stummem Grunde Kann nicht strahlend steigen jede Stunde, Und ob unerschöpflich auch das Leben, Kann ein jeder Tag nicht Garben geben.	}	Nimmermüder Arbeit aber offen Sind die Wege, wo das gold'ne Hoffen Mit dem starken Leuchten allerenden Menschenseelen Trost und Kraft will spenden.
--	---	--

Johanna Siebel, Zürich.

Abessinische Frauen.

Von Fr. v. Stockmayer.

Wie das Land Abessinien in seinen verschiedenen Zonen einen gänzlich verschiedenen Charakter zeigt, so sind auch seine Einwohner untereinander durchaus verschieden. Die größte Trennung in Sitten und Gebräuchen verursacht die Verschiedenheit der Religion. Der amharische, kop-